

Nr. 254 **Bromberg, den 5. November** **1935**

Der Fabrikant Anton Beilharz
und das Theresle.

Roman von Wilhelm Schäfer.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Trotz ihrer siebzehn Jahre war die Elvira das krausköpfige Kind geblieben, das eine grausame Lust an bösen Bemerkungen hatte und triumphieren konnte, wenn eine bürgerliche Gewohnheit entgleiste: Meine Mutter weint den ganzen Tag, und der Herr Fabrikant kommt nur zum Essen und Schlafen nach Hause; ich muß bei Tisch die Unterhaltung machen! erklärte sie dem Vetter aus Karlsruhe den Lebenszustand auf dem Ruchberg, während die Frau Wilhelmine ans Telephon gerufen worden war; und zum Abschied sagte sie au revoir! weil darauf seit dem Krieg in Deutschland die Todesstrafe stände!

Der kleine Herr Roderich war durch zuviel Schreibstuben im Krieg hochgeweht worden, als daß er nicht die Segel nach dem Wind stellen sollte, der ihm da günstig wehte, wo der Ruchberg für ihn am wichtigsten war. Er sei für Abschaffung der Todesstrafe in diesem Fall! versicherte er witzig; und der Handkuß für das Fräulein Tochter fiel anders aus als der für die Tante, die ihn mit angeregter Wehmut entließ.

Er wurde auch in den Wochen danach nicht ungeduldig, als die von ihm erhoffte Einladung auf sich warten ließ, denn nun mußte er erst seinem Chef zeigen, daß er wirklich eine empfehlenswerte Kraft war. Als sie endlich zu vieren am Tisch saßen, wie es die Frau Wilhelmine erdrängt hatte — die dann freilich weinte, als der höfliche junge Mann am Platz ihres Sohnes saß —, wußte der Fabrikant schon, daß der Eifer seines Buchhalters nicht obenhin war, sondern aus einer wirklichen Kaufmannsnatur kam, die das Unwichtige gegen das Wichtige abwägen konnte, es aber darum nicht weniger sorgfältig an seinen Platz einstellte. Er hatte die über seinen Buchhalterposten hinauszielenden Absichten dieses jungen Mannes vom ersten Tag an gemerkt und ihre Aussichten an seinen Fähigkeiten geprüft: er sagte im stillen bereits ja, ehe an die Frage überhaupt nur gedacht werden konnte.

Als wollte er ihm selber Wind in die Segel bringen, gab der Herr Beilharz dem kleinen Roderich Pellmann, der übrigens längst in den Jachtklub eingetreten war, im Frühjahr schon die Prokura. Er tat es, weil ihm die Geschäfte immer gleichgültiger wurden, in die sich der Buchhalter wie ein Maulwurf eingewühlt hatte. Leider zeigte es sich aber bald, daß es für die weitergehenden Absichten schon zu spät war.

Zwar sprach man in Unterlingen von der Verlobung der beiden jungen Leute als einer kommenden Selbstverständlichkeit auf dem Ruchberg, soviel war der Buchhalter an Sonntagnachmittagen droben und so oft sah man das Paar im Ort zusammen, auf den Strich gleich groß oder klein und gleich auffällig. Als aber der Richtige kam, zeigte sich, daß die Elvira nicht für den kleinen Roderich Pellmann gewachsen war, daß sie nicht, wie einmal die Frau Wilhelmine, dem zufallen mußte, der am geschicktesten in ihre Nähe kam.

Der Richtige war niemand anders als die Kachel, die zum Frühjahr wieder in Unterlingen auftauchte, nun aber nicht mehr Kneisel hieß und ein vermeintlicher Waisenknabe war, sondern seinen natürlichen Vater entdeckt hatte, nach dem er sich Konrad von Leubelsdorf nannte. Außer dem Namen, den er sich eigenmächtig beilegte, war ihm keine Erbschaft zugefallen; er hatte sich während der viereinhalb Kriegsjahre in der Schweiz auf allen erlaubten und einigen unerlaubten Wegen durchgeschlagen in der harten Gewißheit, daß er als Fahnenflüchtling niemals nach Deutschland zurückkommen dürfe. Der Ausgang des Krieges hatte so viel Löcher in diese Gewißheit gerissen, als es seinesgleichen gab; und so war er eines Tages da, ein vierschrötiger Kerl mit einem braunen Gesicht, darin allerlei Erfahrungen ihre Niederschrift gekreuzt hatten.

Der kleine Roderich selber rühmte sich vor der Elvira — die, eines Nachmittags vom Tennisspiel gelangweilt, in die Fabrik kam, ob sich dort etwas anstiften ließe —, was für einen sonderbaren Adeligen er in der Reparaturwerkstätte angestellt habe. Seine Schilderung des Korsikaners, wie er ihn nannte, war so verwegen, daß Elvira, die sich bei dem Namen Konrad von Leubelsdorf nichts denken konnte, das braune Subjekt auf der Stelle sehen wollte. Und da es vor ihrem Willen schlechthin keinen Ausweg oder gar Widerspruch gab — am wenigsten von dem kleinen Roderich, mit dem sie längst ihr Spiel hatte wie mit einem Pudel, der ihre Einfälle apportieren mußte —, führte er sie über den Hof und am Kesselhaus vorbei in den schwarzgeteerten Schuppen, wo die Werkstätte war.

Elvira hatte ihr Tenniskleid an und den Schläger in der Linken, als sie von dem Buchhalter mit dem ihm eigenen Kavaliereifer in den Schuppen hineinkomplimentiert wurde, wo der Leubelsdorf gerade ein Stahlrohr gegen das Licht hielt, seine Bohrung zu prüfen. Er trug ein braungelbes Übergewand mit einem Ledergürtel, in dem seine Gestalt noch massiger wirkte, als sie sowieso war, und auf dem Kopf ein schwarzes Baskenkäppchen.

Als er das zierliche Persönchen im weißen Tenniskleid mit dem schwarzen Buchhalter in der Tür erscheinen sah, setzte er das Stahlrohr ab, es wie einen Taktstock in der Hand behaltend, während er mit steigender Dreistigkeit die Besucherin musterte. Der kleine Roderich Pellmann traute seinen Augen nicht mehr, als er die beiden Hände zur Begrüßung erhob — die mit dem Stahlrohr und die leere —, und ein lautes Gelächter begann: Die Elvira! lachte er und kam mit langen Schritten, die in seinem braungelben Monteursgewand tierhaft aussahen, auf die Tochter des Fabrikanten zu, die ihm mit aufgerissenen Augen entgegensah, weil sie ihn zu ihrem Verdruß noch nicht erkannte.

Wenn es erlaubt ist, sagte er und wischte, das Stahlrohr in die Linke wechselnd, seine Handfläche am Schenkel ab, sie einen Augenblick lang auf ihre Sauberkeit zu prüfen, ehe er sie ihr hinstreckte. Und da erst, als sie das braune Gesicht des Mannes schräg über sich hatte, sah sie das blaue Muttermal auf der linken Backe: Die Kachel! sagte sie mit In-

brunst über die unerwartete Sensation und legte ihre Hand in die große des Schulkameraden von damals, der sie wie einen gefangenen Vogel festhielt.

Donnerwetter, du bist aber verdammt hübsch geworden! sagte er immer noch lachend; und Elvira, die mit einem Seitenblick das entsetzte Gesicht des Buchhalters sah, tat dem den Tort an, das Du anzunehmen: Das kann ich von dir nicht sagen! entgegnete sie und zog ihre Hand mit einem Ruck zurück, in einen besseren Abstand zu ihrem Partner zu kommen, wo sie nicht so in die Höhe blicken mußte.

Du bist ausgerissen! sagte sie mit absichtlicher Geringschätzigkeit und wischte auch ihre Handfläche am weißen Tenniskleid ab, die Reinheit wie er zu prüfen.

Aus Feigheit! ergänzte die Kachel mit einem so höhnischen Widerspruch, daß Elvira keine Fortsetzung fand. Na, Servus, laß dich nicht stören! brach sie das Gespräch spöttisch ab; und der kleine Roderich Pellmann wußte nicht, wie ihm geschah, als sie ihm den Ellbogen hinstreckte, hinausgeführt zu werden. Sie hatte das bisher niemals getan; und er mit seinen durcheinandergeschüttelten Gedanken mußte die ganze Tanzstundenerfahrung zusammennehmen, Arm in Arm mit der Tochter des Fabrikanten hinauszuschreiten.

Er war überglücklich, wie seine peinliche Stellung neben diesem Wiedersehen durch eine solche Geste wettgemacht wurde, und hatte einen alles umfassenden Schlußgedanken, daß die Elvira in ihren grausamen Gewohnheiten nur ein zartes Herz verstecke, das ihm so unvermutet wie unmißverständlich offenbart worden war. Nur als er die breite Schuppentür mit einer wirklichen Tanzstundenverbeugung aufmachte, ihr den Vortritt zu lassen, meinte er ein verschlucktes Gelächter hinter sich zu hören; er hatte aber keine Zeit, sich danach umzusehen.

Der Fabrikant, als er von dieser Entlarvung der Kachel hörte, mißbilligte es vor dem Buchhalter, daß er diesen Kriegsdrückeberger angestellt habe. Zu Hause am Abend sagte er nichts. Aber da hatte Frau Wilhelmine ihrer Tochter schon verboten, je wieder ein Wort mit dem hergelaufenen Menschen zu sprechen.

Er muß hinaus aus der Fabrik! heischte sie zu ihrem Mann hinüber, der schweigend in seinen Teller sah.

Elvira stieß nach ihrer Gewohnheit, wenn sie zornig war, ein unterdrücktes Gelächter in die Nase: Spielen wir wieder Theater? fragte sie und begann wie ein harmloses Kind in ihrer Suppe zu löffeln.

Der kleine Buchhalter bedauerte es bald zwiefach, daß er diesen Mechaniker mit dem adeligen Namen eingestellt hatte: einmal als neugebackener Prokurist, weil der Leubelsdorf sich als ein böser Störenfried erwies; zum andern als vermeintlicher Liebhaber der Elvira. Er mußte mit Bestürzung wahrnehmen, daß der braune Korsikaner mit dem blauen Muttermal für sie eine unverhehlte Anziehungskraft besaß. Es fiel nicht nur ihm auf, sondern es wurde bald in der Fabrik bespöttelt, wie oft ihr Tenniskleid auf dem Hof zu sehen war und wie sie unter immer neuen Vorwänden ihren Schulkameraden in der Arbeit zu stören wußte. Ich interessiere mich neuerdings für Mechanik! sagte sie mit einem völlig ernsten Gesicht; und das übelste war, daß sie sich des kleinen Roderich in einer Weise für dieses angebliche Interesse bediente, die ihm immer mehr als grausame Verhöhnung vorkam, wenn er bei ihren technischen Gesprächen den unbeachteten Zuhörer oder sonst den Statisten spielen mußte.

Als seine Eifersucht so weit gereizt war, daß er ihr auf dem Fabrikhof eine Szene machte, verdarb er sich alles, wie er wohl merkte.

Bin ich eigentlich Ihre Braut, Herr Vetter? fragte sie fast mit Mißbegierde; und als er unbesonnen genug antwortete: Ich hatte gehofft, daß Sie es würden, Elvira! hätte kein Kind unbändiger lachen können als sie, die ihn an beiden Schultern faßte: Aber wir sind doch Vetter und Base! spottete sie. Ein Bräutigam aus der Familie, das gibt es doch nicht! Ein Bräutigam muß etwas furchtbar Fremdes sein. Mit Ihnen spazierengehen, das könnte ich ja tagsüber auch. Dafür brauchte es nicht erst dunkel zu sein!

So weit ist es schon! brauste der kleine Roderich Pellmann auf, der die letzte Vorsicht verlor; Elivra sagte mit mattgewordenen Augen: Nein, noch nicht! und knöpfte ihre Jacke zu, als ob sie fröre, ihn sprachlos stehenzulassen.

Natürlich sorgte der Buchhalter nach dieser Aussprache dafür, daß dem dreisten Eindringling in seinen Blütengarten gekündigt wurde, um so mehr, als der Störenfried sich auch sonst als unbotmäßig erwies. Die Kachel hatte aus der Schweiz nicht nur einen adeligen Namen, sondern auch Ansichten mitgebracht, denen die Gedankengänge des internationalen Proletariats geläufig waren; und obwohl beides, sein Name und seine Gesinnung, für den einfältigen Arbeiter nicht recht zusammenpaßten: eben dies gab ihm einen besonderen Reiz; und durch eine nicht-gewöhnliche Redefertigkeit hatte er es bald dahin gebracht, daß er im Betriebsrat der Sprecher der Arbeiterwünsche geworden war.

Aber der Fabrikant, der die Kündigung selber aussprach, und sein Prokurist, der das Lohnbuch bereit hielt, mußten einsehen, daß die Zeiten sich geändert hatten. Sie hätten für die Entlassung andere Gründe beibringen müssen; und als sich keine Verfehlung nachweisen ließ, wurde die Kündigung vom Arbeitsgericht verworfen. Es gab erregte und völlig zwecklose Auseinandersetzungen, und als sie hartnäckig auf der Kündigung beharrten, drohte eines Tages ein Streik in der Fabrik, der auch wiederum durch eine Verfügung mattgesetzt wurde; aber der Herr Beilharz hatte genug von dem Handel.

Also bin ich nicht mehr Herr im Haus! begehrte er ganz unnötig auf, weil er das schon längst nicht mehr war; und der Buchhalter sagte etwas von Landesverrätern! Aber damit wurde er den Eindringling nicht los, und Elvira sorgte, daß er nun wirklich ein Störenfried wurde.

Sie mußte schon im Einverständnis mit dem Leubelsdorf gewesen sei, während der erregte Handel vor dem Arbeitsgericht noch spielte; denn so wenig der verdrossene Fabrikant und sein zornig-beflissener Buchhalter ihr mitteilten, soviel wußte sie; und ein paarmal hatte der Roderich Pellmann den Verdacht, daß Elvira der Gegenpartei Nachricht gegeben habe.

Darum, als eine Art Waffenstillstand eingetreten war, legte er sich, der nach Art aller Eifersüchtigen Gewißheit haben mußte, auf die Lauer. Und eines Morgens, als der Fabrikant ins Bureau kam, hatte er ihn schon auf dem Flur abgewartet, um ihm dann drinnen mitzuteilen, daß seine Tochter Elvira abends heimlich das Haus verlasse und mit dem Mechaniker gehe. Sie müsse in den Besitz einer Strickleiter gekommen sein; denn mittels einer solchen steige sie aus ihrem Schlafzimmer auf die Terrasse hinunter und nachher wieder hinein.

Er war im Augenblick, wo er das sagte, weder der Prokurist noch sonst etwas anderes, als der Haß einer ans Ziel gekommenen Eifersucht; seine an gute Haltung gewöhnten Hände zitterten, als er die beschlagene Hornbrille abnahm, die Gläser blank zu wischen, und sein Gesicht sah ohne die dunklen Ringe kläglich aus. Um so enttäuschter war er, als der Herr Beilharz weder ein Wo noch ein Wie wissen wollte, ihm für die Mitteilung dankte und, sich stumm nach seiner Post wendend, dem kleinen Herrn Pellmann deutlich machte, daß er allein zu sein wünsche.

Auch als die beiden Türen hinter dem Abgeblitzten ins Schloß geknackt waren und der Fabrikant sich der Stimmung hätte hingeben können, blieb er bei seinen Briefen, einen nach dem andern öffnend und lesend; und nur zuletzt, als er den ganzen Haufen mit der rechten Hand beinahe verächtlich zur Seite schob, während er mit der linken über sein schütteres Haar strich, sagte er aha! Damit gab er sich zu, daß ihn die Nachricht getroffen habe. Indem er ein paarmal vor sich hinnickte, kam wieder einmal die Erinnerung über ihn, wie er noch an demselben Platz saß und das Telegramm las. Alles hat damit begonnen! dachte er, und es sollte heißen, daß auch dieses neue Mißgeschick ein Teil von dem Unheil war, das ihm sein selbstgewisses Bürgertum auf dem Ruchberg Stück um Stück ausgehöhlt hatte, und daß es keine Wehr gegen seine Unheimlichkeit gab.

Am Mittag, als sie zu dreien bei Tisch saßen, hatte er seiner Frau Wilhelmine noch nichts von der Mitteilung des Buchhalters gesagt; er sah nur ein paarmal mit einem Seitenblick seine Tochter an, die fast eine Beule auf der Stirn hatte, so dachte sie nach. Dort wohnt ihr Eigensinn! stellte er fest und betrachtete kopfschüttelnd ihre kleinen und dünnfingerigen Hände, die mit Messer und Gabel hantierten, als wäre es nur das Essen, das sie mit so schweigenden Gedanken betriebe.

(Fortsetzung folgt.)

Die schöne Fatima.

Eine serbische Volkserzählung.

Zu Ende des 17. Jahrhunderts, als die Türken mit furchtbarer Gewalt auch das Gebiet zwischen der Schar Planina und dem düsteren Lowtschen, zwischen Tetowo und Cetinje unter ihre Herrschaft brachten, wußte sich das Volk keinen anderen Rat, sein Leben zu retten, als daß es zum Islam übertrat. Aber wenn der Mund auch zu Allah und Mohammed betete, die serbischen Herzen blieben dem angestammten Glauben treu, und beim Aufstand von 1737 bezeugten die blutigen Kämpfe, daß die Türkisierung nur scheinbar und oberflächlich gewesen war.

Nicht in allen freilich glühte dieses reine Freiheitsstreben. Nicht wenige waren, die damals jeglichen Glauben verloren, die weder Christen noch Mohammedaner waren. Noch heute erzählt man im Volk von den Gewalttaten der neun Brüder Schemowitsch, die an hohen Feiertagen wie die wilden Tiere in das Kloster Schudikow stürmten und sich an Frauen und Mädchen vergingen. Sie hatten aber eine Schwester, schön wie eine Fee, die bitter unter den Untaten ihrer Brüder litt und schwur, sie werde niemals einen Türken heiraten.

Fatima, so hieß die Schöne, hatte viel von dem jungen Iwan Rabljen gehört, von dem das Volk sagte, er habe keine Kniescheibe: so groß war seine Schnelligkeit. Eines Tages nun, als Iwan, der junge Hajdukenführer, am Haus der Brüder Schemowitsch vorüberging, fiel plötzlich zu seinen Füßen ein roter Apfel nieder. Noch heute kennt man in jenen Gegenden die Sitte, daß ein Mädchen dem, den es liebt, einen Apfel zuwirft. Nicht leichtfertig entschließen sie sich dazu, denn nimmt der Bursche den Apfel nicht an, so ist die Ehre des Mädchens geschändet.

Iwan hatte schwere Zweifel, ob er sich bücken sollte, um den Apfel aufzuheben. Er wußte nicht, welche Hand den Apfel warf. War es vielleicht ein Lockmittel der übermütigen Schemowitsche? So spannte er erst seine Büchse, ehe er mit raschem Griff den Apfel erfaßte. Als er aber aufblickte, sah er im Fenster den Kopf der schönen Fatima. „Bist du die meine?" fragte er. „Gott und dir bis ans Grab!" erwiderte das Mädchen und begann zu weinen. Irgendwo im Gebirge, unter einer grünen Tanne wurde Fatima getauft, bevor sie christlich getraut wurde. „Da du so schön bist", sagte der Pope, indem er sie mit Wasser besprengte, „so sei auch dein Name Diwna, die Herrlich-Schöne."

Daß Iwan, der Ungläubige, eine Tochter des Propheten entführt, machte ihn den Türken nur noch verhaßter. Aber vergebens versuchten sie, ihn zu fangen. Er war bald hier, bald dort und verbreitete Schrecken unter den Türken. Noch wunderbarer erschien dem Volk das Heldentum der Diwna-Fatima; sie begleite Iwan auf allen seinen Zügen, doch hat sie nie eine Waffe angerührt, nie Blut vergossen. Stürzte er sich mit seiner Schar in den wilden Kampf, so wartete sie wie ein Adler hoch im Gebirge auf seine Rückkehr, jederzeit bereit, bei seinem Tode in den Abgrund zu springen.

Dann kam der Aufstand und das Blutbad der 80 000 Serben, die von den Türken niedergemetzelt wurden. Auch Iwan mußte mit dem Stamme der Wasojewitsche fliehen, geschlagen, verwundet. Fatima erwartete ihren Gemahl in der düsteren Höhle von Trebatsch. Gestützt auf sein blutiges Schwert bemühte er sich mit seiner letzten Kraft, sich durch Gestrüpp und Dornen hindurchzuwinden, um die Höhle zu erreichen.

Aber wenn er sich auch unbemerkt glaubte, die Türken hatten seinen Schlupfwinkel aufgespürt. Die Berge hallten wider von ihrem Siegesgeschrei, als sie in die Höhle eindrangen. Iwan verteidigte sich und Fatima, bis ihm das Schwert zerbrach. Dann zogen ihn die Türken aus der Höhle heraus, warfen sich auf ihn wie die Ameisen auf die Schlange. Jeder wollte ihm den Kopf herunterreißen und mit ihren Handscharen haben sie den Gefürchteten und Gehaßten gänzlich zerstückelt.

Vergeblich suchte Fatima das grausame Schicksal abzuwenden. Frech, mit höhnischem Lachen hielten sie ihr auf einer Lanze den Kopf Iwans entgegen. Sie aber raffte ihre letzte Kraft zusammen und bat Gott mit lauter Stimme: „Herr, erbarme dich unser! Gospode pomiluj nas!"

Einer der Türken, ein riesenstarker Kerl, ergriff Fatima und rief ihr zu: „Bereue und niemand wird dir ein Haar krümmen! Bereue und du wirst die erste Frau in meinem Harem sein!" Sie indes blieb standhaft: „Der Teufel mag sich in diesen Harem setzen!" Drauf schlug er sie mit der Faust ins Gesicht und sprach: „Wähle, Ungläubige — entweder du kehrst zum reinen Glauben des Propheten zurück, oder du wirst gesteinigt!"

Fatima aber hob die Hände zum Himmel und bat Gott: „Nimm, o Herr, Iwan und mich in deine heilige Umarmung! Dein sind wir, Herr! Serben sind wir, o Herr!" Da heulte der Türke vor Wut auf und gab Befehl, sie zu steinigen. Und so geschah es auch. Und noch auf die Leiche wälzten sie einen großen Haufen Steine.

Das Volk aber spricht bis heute von der „Fatima-Gomila", von dem Steinhaufen Fatimas, der am Eingang der Höhle von Trebatsch liegt. E. H

Der neue Mantel.

Humoreske von H. Klockenbusch.

Professor Plinz besaß einen Mantel, den man beim besten Willen nicht mehr tadellos nennen konnte. An den Ärmeln war er durchgestoßen, und der Kragen hatte den mit Recht so unbeliebten speckigen Glanz angenommen. Dessen ungeachtet hing Professor Plinz mit rührender Liebe an diesem Kleidungsstück und sträubte sich hartnäckig gegen den Vorschlag seiner Frau, es durch ein neues zu ersetzen. Wochenlang tobte der Kampf der Meinungen, bis schließlich Frau Ottilie die Oberhand behielt und der Schneider einen Mantel anfertigte, der aller Voraussicht nach einfach fabelhaft werden würde.

Eines Nachmittags klopfte es an der Korridortür. Professor Plinz öffnete selbst. Draußen stand ein Junge, der ein umfangreiches Paket unter dem Arm trug. „Warum klingelst du nicht, statt zu klopfen?" fragte der Gelehrte in sanftem Kathederton.

„Ich habe 'n paar Mal auf den Knopp gedrückt, aber die Klingel muß kaputt sein . . .!"

Plinz drückte seinerseits erfolglos auf den Klingelknopf. Dann zog er sein Notizbuch und vermerkte: Klingel ist zu reparieren! Hierauf sagte er verweisend: „Merke dir, mein Sohn, man sagt nicht, die Klingel ist kaputt, sondern es heißt: die Klingel funktioniert nicht! Was bringst du denn da?"

„Den neuen Mantel. Die Rechnung läge dabei." —

„Ein wahres Meisterstück!" meinte Frau Ottilie, als sich Plinz vor dem Spiegel in dem neuen Ulster betrachtete. Fast fühlte er sich in dem molligen, großkarierten Kleidungsstück ein wenig unbehaglich. Nicht ohne eine leise Beklemmung erkundigte sich die Frau nach dem Preise. — Man hätte das ja nun aus der Rechnung ersehen können, wenn diese Rechnung aufzufinden gewesen wäre. Plinz wußte weder, welchen Preis der Schneider genannt, noch, wo er die Rechnung gelassen hatte.

Gegen acht Uhr betrat Plinz das Wohnzimmer, um sich von seiner Frau zu verabschieden, bevor er zu seinem Mittwoch-Stammtisch ging. Entsetzt betrachtete ihn Frau Ottilie, so daß er verlegen an seiner Krawatte nestelte. „Wenn du mir das antust und wieder in dem alten Ungetüm von Mantel ausgehst, ist meine Geduld erschöpft. Wo du doch den prachtvollen Mantel hast . . .!"

„Entschuldige bitte. Ich dachte wahrhaftig nicht daran. Ich habe mich wohl zu sehr an meinen alten treuen Wärmespender gewöhnt . . .", sagte er und ging hinaus, um den neuen Mantel anzuziehen. „Bist du nun zufrieden?" fragte er, ein wenig gezwungen lächelnd. Frau Ottilie bejahte. —

Unwillkürlich ging Konrad Plinz heute auf der Straße selbstbewußter. Er ertappte sich sogar einmal dabei, daß er sich beinahe im Spiegel eines Schaufensters betrachtet hätte. Es war doch ein angenehmes Gefühl, elegant gekleidet zu sein. Und wie mollig der Mantel war! Fast ein wenig zu warm für die Witterung . .

In recht angeregter Stimmung kehrte der Professor gegen Mitternacht heim. Leider stieß er auf unerwartete Hindernisse. Vergeblich suchte er in den Taschen seines Mantels nach dem Schlüsselbund. Das wäre nicht so schlimm gewesen, wenn er sich nicht erinnert hätte, daß die

Klingel nicht in Ordnung war. Es hatte also nicht den geringsten Zweck, in rhythmischer und dynamischer Steigerung auf den Knopf zu drücken. Nach reiflicher Überlegung erschien ihm nur eine Möglichkeit nicht ganz aussichtslos: Man würde über den eisernen Zaun des Gärtchens hinter dem Hause steigen müssen! Vielleicht war eines der Kellerfenster nicht ordnungsmäßig verriegelt . . .

Die Übersteigung des Zaunes verlief ziemlich glatt. Der Sprung in die Tiefe stieß zwar auf beträchtlichen Widerstand, der von einem merkwürdigen und unerklärlichen Geräusch begleitet war, aber was sollte das besagen gegenüber der erfreulichen Feststellung, daß sich das Fenster des Kohlenkellers tatsächlich öffnen ließ?

Das Klopfen an der Korridortür weckte im Treppenhause dumpfen Widerhall. Endlich öffnete Frau Plinz. Sie sah ein bißchen verschlafen und ein bißchen sehr ungnädig aus. „Verzeih", sagte Plinz, „ich muß meine Schlüssel vergessen haben! Ich hätte darauf geschworen, daß ich sie eingesteckt hatte . . ."

„Warum klingelst du denn nicht, statt durch dein Klopfen das ganze Haus rebellisch zu machen?"

„Die Klingel funktioniert nicht!"

Frau Ottilie seufzte. „Ich habe dir doch gesagt, daß ich sie heute nachmittag nur eine Stunde abgestellt hatte. Meines Kopfwehs wegen . . ." Plötzlich aber weiteten sich ihre Augen in schreckhaftem Entsetzen. „Der Mantel", stammelte sie, „wo hast du den neuen Mantel gelassen?"

Plinz sah nachdenklich an sich herunter und zog die Augenbrauen hoch. „Wahrscheinlich habe ich aus alter Gewohnheit im letzten Augenblick doch den alten angezogen", vermutete er.

„Aber dann müßte doch der neue Mantel hier an der Garderobe hängen!"

Das war leider nicht der Fall. Hingegen erinnerte sich Plinz mit aller Bestimmtheit, daß er bei seinem Fortgange dort gehangen hatte. Es gab nur eine Möglichkeit. Der Mantel mußte von der Flurgarderobe entwendet worden sein. Vielleicht ein Nachschlüsseldieb — — Plinz zog sein Notizbuch und vermerkte: Diebstahl bei Polizei melden! Dann legte er den alten Mantel ab und stellte fest, daß die scharfe Spitze des Gartenzaunes ganze Arbeit gemacht hatte. Auch hinterläßt es eben doch Spuren, wenn man bei Nacht durch den Kohlenkeller ins Haus gelangt. Im Bett noch dachte er über die Möglichkeit nach, den alten treuen Mantel durch Reinigen und Kunststopfen vor den lieblosen Händen des Trödlers zu retten . . .

Als er am Mittag zu Tisch erschien, hing der neue Mantel wieder an der Garderobe. Der Pikkolo aus dem „Silbernen Schwan", wo Plinz ihn hängen lassen, hatte ihn abgeliefert.

„Ich muß gestehen", bemerkte er, „daß mir die Zusammenhänge in diesem Falle höchst unklar sind!"

„Die Sache ist sehr einfach", lächelte Frau Ottilie, „und doch so verzwickt, daß sie nur dir passieren kann. Du hast gestern abend den alten Mantel getragen und in Gedanken den neuen darüber angezogen. Beim Weggehen aus dem Gasthof hast du dann den alten wieder angezogen und den neuen hängen lassen, weil du dich an ihn noch nicht gewöhnt hattest."

Plinz nickte nachdenklich. „Es muß wohl so sein, obgleich mir die Sache sehr merkwürdig erscheint. Aber wie hat denn der Kellner feststellen können, daß es mein Eigentum war?"

„Erstens hat er in der Tasche des Mantels die Rechnung gefunden, und zweitens war in der Tasche dein Schlüsselbund. Du trägst doch ein Messingschildchen mit deinem Namen am Schlüsselring. Wahrscheinlich, damit du deinen Namen nicht vergißt!" — —

Dies hatte sich am Donnerstag zugetragen. Am Freitag nachmittag stand Plinz vor dem Polizeirevier und blickte mit hochgezogenen Augenbrauen in sein Notizbuch.

Was mochte das nur für ein Diebstahl gewesen sein, den er bei der Polizei hatte melden wollen . . .?"

Nothilfe.

Nun lasset eure Sorg' und Pein
Um Dürrenot und Futter
Mal nicht des Lebens Inhalt sein,
Und denkt an jene Mutter,
Die um das karge täglich Brot
Des Mannes und der Kinder
Sich stündlich steigert in der Not
Zum Alles=Überwinder.

Und lasset euer Hin und Her
Am Stammtisch um Britannien,
Um Kriegsgeschrei am Roten Meer,
Um Frankreich und Italien,
Mal nicht des Tages Götze sein,
Weil neben uns in Sorgen
Der Bruder sich nicht ganz allein
Verzehren soll für morgen.

Der Winter naht mit Schnee und Eis:
Da rücken wir zusammen
Und schicken in den weiten Kreis
Der Herzen heiße Flammen,
Und pocht er gar mit Hunger an,
Sein Erbrecht zu beweisen,
Dann wollen wir den letzten Mann
Mit Frau und Kindern speisen!

Wir wollen uns der heil'gen Pflicht
Zum Volk erneut besinnen
Und froh in alter Zuversicht
Ein neues Werk beginnen,
Ein Opferwerk in harter Zeit,
Die Zeit erfüllt mit Liedern,
So bleiben wir in Ewigkeit,
Wenn wir ein Volk von Brüdern.

Walter Dach.



Bunte Chronik



Der Beweis. „Sind Sie musikalisch?"

„Sehr. Meine Tochter spielt Klavier, meine Frau singt dazu . . ."

„Ich meine doch, ob Sie musikalisch sind?"

„Aber sicher! Ich muß doch zuhören!"

*



„Nur keine Angst, Marie, der wedelt ja mit dem Schwanz!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.